

Zeitschrift: Schweizer Frauen-Zeitung : Blätter für den häuslichen Kreis
Band: 10 (1888)
Heft: 35

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer Frauen-Zeitung.

Zehnter Jahrgang.

Organ für die Interessen der Frauenwelt.

Abonnement:

Bei Franko-Zustellung per Post:
 Jährlich Fr. 3. —
 Halbjährlich „ 3. —
 Ausland franko per Jahr . . 8. 30

Alle Postämter & Buchhandlungen
 nehmen Bestellungen entgegen.

Korrespondenzen

und Beiträge in den Text sind an
 die Redaktion zu adressieren.

Redaktion:

Frau Elise Honegger in St. Fiden.
 Telephon in der Stadt:
 in der
 M. Kälin'schen Buchdruckerei beim Theater.



Motto: Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes
 Werden, als dienendes Glied schliesse an ein Ganzes dich an!

Insertionspreis:

20 Centimes per einfache Petitzeile.
 Jahres-Annoncen mit Rabatt.

Inserate

beliebe man franko an die Expedition
 einzufenden.

Ausgabe:

Die „Schweizer Frauen-Zeitung“
 erscheint auf jeden Sonntag.

Alle Zahlungen

sind ausschließlich an die M. Kälin'sche
 Buchdruckerei in St. Gallen zu ent-
 richten.

St. Gallen

Sonntag, 26. August.

Gemach!

Herz, grosse nie, wenn nicht mit einem Schlage
 Auf dein Geheiß der Baum darniederfällt;
 Es ward nicht Rom erbaut an einem Tage,
 Selbst Gott schuf nicht an einem Tag die Welt.

Nur allgemach erreichst du deine Ziele,
 Wie langsam nur das Licht vertreibt die Nacht
 Und wie allmählich aus dem Kinderspiele
 Reift Lebensernst und Schwäche wird zur Nacht.

Denk' an den Frühling doch und seine Blüten,
 Sie treiben Frucht nur langsam, nach und nach;
 Herz, willst du dir dein Lebensglück behüten,
 So lern' Geduld! und lern' das Wort: gemacht!

Die Kinder unserer Armen.

Es wird bekanntlich seit einiger Zeit sehr viel ge-
 spendet, um durch unentgeltliche Ferienver-
 sorgungen, Kinderhorte, Schulgärten, Schul-
 bader, Speiseanstalten u. s. w. die meistens
 mangelhafte Gesundheit der Kinder von unbemittelten
 Eltern zu verbessern und um die Erkrankung der
 gesunden Kinder unserer Armen zu verhindern. Den
 ganzen, großen Umfang der diesbezüglichen Leistungen
 lernen wir aber eigentlich erst recht erkennen aus
 den Verhandlungen des ersten internationalen Kon-
 gresses für Ferienkolonien und Schulhygiene, welche
 letzte Woche in Zürich stattgefunden haben.

Die Regierung unserer Schwesterrepublik Frank-
 reich hat sich bei diesem für die gesamte Frauen-
 welt ganz besonders interessanten Kongress nicht nur
 durch einen Mann, Monsieur Jacoulet, inspecteur
 des écoles primaires, vertreten lassen, sondern
 billiger Weise auch noch durch eine Frau, Madame
 Kermogart, inspectrice des écoles maternelles.
 Somit hat Frankreich neben männlichen auch weib-
 liche Schulinspektoren, letztere wahrscheinlich für die
 Mädchenschulen, was wir sehr am Platze finden.

Mögen der hohe schweizerische Bundesrat und die
 kantonalen Behörden unserer Schweiz, sowie die Re-
 gierungen der übrigen zivilisierten Welt in Zukunft
 ein Gleiches thun gegenüber uns Frauen! Die Er-
 füllung dieses unseres Wunsches liegt im Interesse

der Sache selbst, denn Niemand kann mit Recht
 bestreiten, daß die Pflege und Erziehung der Kinder
 im Allgemeinen und der Mädchen insbesondere Ge-
 biete sind, welche die Frauen aller Zeiten und Länder
 besser kennen und beherrschen, als die Herren der
 Schöpfung.

Der edle Gründer der zürcherischen Ferienkolonien,
 Herr Pfarrer Dion in Zürich, erinnerte in seinem
 Einleitungswort an die erste Versammlung dieser
 Art, welche im Jahre 1881 in Frankfurt stattfand.
 Die seitherige Ausdehnung der Ferienkolonien ließ
 den Wunsch nach einer internationalen Zusammen-
 kunft laut werden und die Wahl des Ortes fiel auf
 Zürich, und Zürich bleibt von nun an Zentralort
 für Auskunft über Ferienkolonien mit einem stän-
 digen Bureau. Es reichen sich die Parteien der ver-
 schiedensten Richtungen die Hand zu Werken der
 Humanität, welche sich erheben über den nationalen
 Gedanken und welche sowohl die nationalen wie auch
 die sozialen Klüfte schließen sollen. Die Kinder der
 Armen werden dadurch dem leiblichen und geistigen
 Elend entzogen und es wird ihnen zu gesunder Nah-
 rung und Lebensfrische verholfen. Auf diese Weise
 befestigt man zugleich die Säulen der Gesellschaft,
 an denen zu rütteln die Unzufriedenheit dann keinen
 Grund mehr hat.

In seinem Vortrag konstatiert Herr Prof. D. Wyß,
 daß der Werth, den die Wohlthat der Ferienkolonie
 für das Kind hat, kein momentaner, kein vorüber-
 gehender, sondern vielmehr ein bleibender ist. Der
 Beweis hiefür ist geleistet durch das Ergebnis der
 Wägungen. Die Zürcher Kolonien ergaben Zunahmen
 im Gewichte von je ein bis drei Pfund, sowie auch
 namhafte Verbesserungen des Blutes und nachheriges
 anhaltendes Wohlbefinden und Zunehmen.

Als sehr wichtig betont Herr Dr. Unruh aus
 Dresden die Steigerung des Resultats der Kolonie
 nach der Ferienzeit und empfiehlt zu diesem Zwecke
 die Abhaltung von Turn- und Jugendspielen im
 Winter. Er spricht entschieden für Verabreichung ge-
 kochter Milch, statt der Milch von der Kuh weg,
 denn ungekochte Milch könne ungeheuren Schaden an-
 richten, weil sie oft die Tuberkulose (Schwindelucht)
 überträgt. Das Kindesalter ist eben leider für diese
 Uebertragung sehr empfänglich, und wenn es auch
 Gegenden gibt, wo die Tuberkulose bei den Thieren
 nicht vorkommt, so haben wir darüber doch keine
 absolute Sicherheit und Gewißheit, somit sind Vor-
 sichtsmaßregeln sehr notwendig.

Für Großstädte empfiehlt Herr Rektor Reddersen
 aus Bremen Sommerpflegestätten. Zunächst soll
 man aber an die allerärmsten Kinder denken, deren
 Eltern keine Beiträge zahlen können. Die Kinder
 der Mittellasse (von Beamten, Angestellten u. s. w.),
 welche auch der Pflege bedürfen, sollen sodann gegen
 mäßigen Entgelt ebenfalls aufgenommen werden. Man
 kann verständigerweise nicht allen Kindern die Ferien-
 kolonie zu Theil werden lassen und muß den Zufluß
 von weniger Armen, um der guten Verwendung der
 Mittel willen, fernhalten. Reddersen redet dem An-
 theil der Frauen an den Ferienvorständen warm das
 Wort, ebenso dem ernststen Nachsehen durch dieselben,
 ohne welches die Ferienkolonien oft nur halbe oder
 gar keine Erfolge aufweisen.

Die mailändische Ferienkolonie wurde durch Herrn
 Dr. De Christophoris aus Mailand charakterisiert.
 Die Ergebnisse sind da so überraschend, daß Mütter
 oft ihre Kinder fast nicht mehr wiedererkennen, so
 bedenklich war vor den Ferien das Aussehen der-
 selben und so blühend nach denselben. Leider nehmen
 in Italien viele Großgrundbesitzer keine Ferienkinder
 auf, die kleinen Bauern aber sind sehr arm und können
 nicht wie unsere schweizerischen Landwirthe Kinder auf-
 nehmen; für Italien passen deshalb nur geschlossene
 Kolonien.

Sehr befriedigend sind die Erfolge, welche durch
 die zürcherische Heilstätte für skrophulöse und
 rhachitische Kinder bei Aegeri erzielt wurden,
 und daselbe gilt auch von den Anstalten für Rhachi-
 tische in Turin, Mailand, Mantua, Florenz, Pa-
 lermo, Genua, Bologna und Padua.

Der Vorsteher des Knabenhortes in München be-
 gründete in einem Vortrage die Nothwendigkeit der
 Kinderhorte. Es gibt in größeren Städten Fa-
 milien, in denen nicht nur der Vater, sondern auch
 die Mutter außer dem Hause arbeiten müssen; kommen
 nun solche Kinder aus der Schule, so finden sie sehr
 oft eine geschlossene Wohnung oder ein kaltes Zimmer,
 und die Kleinen treiben sich daher auf der Gasse
 herum und gewöhnen sich leicht schlimme Dinge an,
 ja sie werden durch diese Lebensweise oft schon früh
 auf die Verbrecherbahn geleitet. Darum hat man
 Kinderhorte gegründet, in welchen die Kinder nach
 der Schulzeit oder während freier Nachmittage ge-
 pflegt werden. In erster Linie läßt man sie hier
 ihre Schulaufgaben lösen, dann werden leichte Spiele
 ausgeführt, es wird gesungen und erzählt. Von
 großem Nutzen ist es auch, wenn man die Kinder

in Gärten führen und so ihre Liebe zur Natur fördern kann. Man gewöhne unsere Kinder auch an Sparsamkeit, indem man für sie kleine Kassen errichtet, in welche sie ihre Sparsamkeit einlegen können.

Zu Mähdchen gibt es sogar Lehrlingshorte, welche gegründet wurden, um die ehemaligen Böglinge der Kinderhorte nicht ganz aus den Augen zu verlieren. Auch in den Lehrlingshorten wird gespart, aber man benützt das Geld zu Sommerreisen, an denen indessen auch diejenigen, welche nichts beitragen konnten, theilnehmen dürfen, weil das Komite diese Kasse alljährlich unterstügt. Treten nun die Knaben aus diesem Hort, so erhalten sie ein Buch als Wegweiser: „Aus der Schule in's Leben“, und man sucht so viel als möglich mit allen früheren Böglingen, welche in der Ferne sind, in Verbindung zu bleiben, und mancher schöne Brief aus der Fremde ist ein Zeugniß, daß die Saat der Mähdchen Kinder- und Lehrlingshorte nicht auf unfruchtbaren Boden fiel.

In den zürcherischen Kinderhorten müssen die Schüler nicht unmittelbar an das Lösen der Schulaufgaben gehen, man gibt ihnen zuerst ein wenig Zeit zur Erholung. Herr Lehrer Fister in Zürich referirte in anziehender Weise über die zürcherischen Knabenhorte und schloß mit dem Wunsche, es möchten die jetzt noch unvermeidlichen Kinderhorte nicht mehr lange nöthig sein, weil man nie dem Kind die Eltern ganz zu ersetzen vermöge.

Wir theilen seine Ansicht voll und ganz, denn: Was wäre die ärmste Familie ohne ihr Kind, und was wäre das reichste Kind ohne seine Eltern!

R. W.-B.

Wie Pauline Turra Sängerin wurde.

Einem Stück anmuthig geschriebener Autobiographie der beliebten und berühmten Künstlerin: „Wie ich Sängerin wurde“, entnehmen wir Folgendes:

„... Ich war kaum acht Jahre alt, da ward entschieden, daß ich Sängerin werden sollte. Und das kam so:

Ich besuchte damals die Schule im Danninggerhaufe auf der Wieden. Meine Eltern waren arm, trotzdem bot meine selige Mutter, eine geborne von Willer-Eyten, Alles auf, mir eine gute Erziehung zu geben. Dazu gehörte nach der Anschauung jener Zeit, man schrieb das Jahr 1852, vor Allem französisch sprechen. Und das sollte in der Schule im Danninggerhaufe besonders gut zu erlernen sein. Es gab indes eine Schwierigkeit; meine Mutter vermochte von ihren beschränkten Mitteln das für ihre Verhältnisse ansehnliche Schulgeld nicht zu bezahlen. So nahm sie mich denn eines Tages an der Hand, und indem sie mich der Schulvorsteherin vorstellte, bat sie dringend um eine Ermäßigung des Honorars. Diese wurde nach längerem Unterhandeln widerwillig, aber doch zugestanden, und ich ward als Schülerin im Danninggerhaufe aufgenommen und durfte, wenn ich wollte oder konnte, französisch lernen.

Niemand fühlte sich glücklicher als meine verwitwete Mutter, Niemand unglücklicher als ich. Ich verstand ja kaum zur Noth das Deutsche! Meine Muttersprache war das Italienische. Ich war nämlich bis zu meinem fünften Lebensjahre bei einer Schwester meines Vaters in Mailand erzogen worden, und meine Junge gewöhnte sich nur schwer an das harte Deutsche Idiom. Nun sollte ich auch noch französisch lernen! Ich empfand diese Zumuthung als Tyrannei und reagierte dagegen, indem ich — nichts lernte. Nicht französisch und auch sonst nichts. Die Schulvorsteherin und die Lehrerinnen liebten mich nicht. Sie hielten mich wohl für verstockt. Als erschwender Umstand kam bei mir hinzu, daß ich nur das halbe Gehrgeld zahlte, da ich nicht nur eine wenig profitierende, sondern wenig profitable Schülerin war. Meine Mitschülerinnen, die das volle Schulgeld zahlten, sahen mich über die Achsel an. Woher hätten mir auch Sympathien kommen sollen? Ich war arm, erschien dumm und galt für häßlich.

Arm, häßlich — und ein Mädchen! Das Leben fing gut an!

Eine Ausnahme von den Lehrern und Lehrerinnen, die sich so wenig als möglich um mich küm-

mernten, machte der Religionslehrer, Vater Jestrabec. Das arme, häßliche, zurückgelehnte Kind mochte ihn in tieffter Seele dauern, und so behandelte er mich, obgleich ich auch seinem Unterrichte wenig Ehre machte, mit liebevoller Rücksicht. Er war es auch, der meinem Schicksal das erlösende Wort sprechen sollte. . . .

Zu dem einjährigen Martyrium meines Nichtlernens oder, besser gesagt, Nichtslernevolens, das ich so durchzumachen hatte, gab es doch einige Lichtpunkte. Das waren die wöchentlichen Gesangsstunden meiner Mitschülerinnen. Ich war freilich nur eine passive Theilnehmerin an denselben. Ich durfte zuhören, durfte die Noten, welche beim Unterrichte nöthigt wurden, aufbewahren, durfte die Notenblätter halten, aber selbst singen durfte ich nicht. Da hätte ich ja aktiv am Gesangsunterricht theilgenommen und dafür hätte ein Extrahonorar gezahlt werden müssen. Das war nicht zu erschwigen. Ich sang also in der Schule nicht, dafür aber um so mehr und lauter zu Hause, wenn ich mich allein wußte, oder sonst wo, wenn ich glaubte, daß mich Niemand hörte.

Unter solchen Umständen rückte der Tag der Jahresprüfung heran. — An der Verlegenheit meiner armen Mutter, mir ein Kleid zur Prüfung zu beschaffen, wäre fast mein Erscheinen bei derselben gescheitert. Da hülfte mich denn ein alter, langgebiederter Fenstervorhang von weißem Mull erbarmend in seine festlichen Falten. In Prosa übertragen: meine Mutter schniderte mir aus besagtem Vorhang ein Kleid zur Prüfung zurecht. Es war zwar nicht fein und nichts weniger als gut geschneitten, aber es war ein Kleid und es war weiß und ich konnte darin zur Prüfung gehen, und das war die Hauptsache.

So war er endlich da, der von der Schuljugend dereinst so viel gefürchtete, so viel erschütete Tag. Ich saß — in der letzten Bank natürlich — unter meinen festlich gekleideten Mitschülerinnen. Plötzlich schlug mein Name mir an's Ohr. Was war das? War ich wirklich gemeint? Zu der That. Noch einmal tönte es: Lucra Pauline. Ich sprang auf die Beine. Ich war wie aus den Wolken gefallen. Ich wußte nicht was ich sollte. Man fragte mich etwas. Ich verstand die Frage nicht und machte ein Gesicht, so verdußt, daß Alle, Böglinge und Gäste, in ein helles Gelächter ausbrachen. Nur die Schulvorsteherin lachte nicht, sondern warf mir bitterböse Blicke zu, und noch Eine lachte nicht, sondern sie ließ zwei große Thränen über das kummervolle Antlitz rinnen und blühte mich dabei traurig, tieftaurig an: meine Mutter.

Wohin war plötzlich meine starrte Gleichgültigkeit gekommen? Was regte sich in mir mit elementarer Gewalt? „Wie trockenst Du diese Thränen!“ schrie es stumm in mir auf. Ja, wie sollte ich sie trocknen...? Mein Flasco hatte den Schlusseffekt der Hauptprüfung gebildet. Nun ging es an die unglücklichen Gegenstände. Als letzte Prüfungsnummer kam der Gesang an die Reihe. Die Schülerinnen, die am Unterrichte theilgenommen, erhoben sich. Nun kam es über mich; ich wußte, was ich zu thun hatte, um jene Thränen zu trocknen, die wie glühendes Blei auf mein kindliches Herz gefallen waren. Ich stand gleichfalls auf. Vergeblich winkte mir die Schulvorsteherin mit zornigen Augen ab. Ich blieb stehen und starrte hülfsehend meinen guten Katecheten an, den Einzigen, von dem ich instinktiv Rettung erwartete. Die Kinder sangen ihre Liedchen, eines nach dem andern, in der Reihe, in der sie gerufen wurden. Alle hatten sich mit mehr Lust als Stimme ihrer Gesangspenia entledigt. Nur ich stand noch da, und mich forderte Niemand zum Singen auf. Stumm, thränenfeuchten Blickes, stelte ich den Katecheten an, bis dieser mich bemerkte und freundlich ermunternd mit den Worten aufforderte:

„Die Kleine wird uns auch was singen.“

Die Schulvorsteherin bemerkte hierauf dem Geistes, daß ich gar nicht singen gelernt habe. Er aber besiegte ihren Einwand mit den Worten:

„Nacht nichts, sie wird uns doch etwas singen! Was kannst Du, Kleine?“

Damit wandte er sich an mich, und nun fühlte ich mich wie erlöst von einem Dämon:

„Alles, was die Anderen können.“ antwortete ich stolz und frei von jeder Befangenheit.

„Also — sing' uns: Wann's Mailüsterl weht!“

Ich habe später oft genug Gelegenheit gehabt, vor einem Publikum zu singen; niemals aber sang ich siegesgewisser und freier, als damals mein erstes Lied vor der Öffentlichkeit. Ich sang: „Wann's Mailüsterl weht“, und da ich es so gut gefonnt und allgemeinen Beifall erweckt hatte, Lied um Lied. Ich sang, die Thränen meiner Mutter zu trocknen, und es gelang mir. Freudestrahlend nahm die gute Mutter die Gratulationen entgegen, die ihr von allen Seiten dargebracht wurden. Einer der ersten Gratulanten war ein dicker, beweglicher Herr mit rothem, bartlosen Antlitz. Derselbe erklärte mich für ein phänomenales Talent, das ausgebildet werden müsse; und er hatte das Recht zu einem Urtheil — es war Joseph Erl, der seinerzeit mit Recht berühmte Tenorist der Hofoper.

Von dieser Stunde an war mein Geschick entschieden. Der wackere Erl brachte mich zu dem Regens-Chori der Karlskirche, Joseph Rupprecht, der sich meiner Ausbildung mit solchem Erfolge annahm, daß ich als zwölfjähriges Kind für die berühmte Titens in einer Messe einspringen und a vista im Offertorium das Solo mit glücklichem Gelingen konnte. So bin ich Sängerin geworden.“ (D. S. 3.)

Gelehrte Frauen.

Bei diesem Worte ergreift die Mehrzahl der Menschen ein gelindes Grauen, denn es beschwört sofort die Gespenster einer musterhaften Haushaltung herauf, als da sind: unaubere Zimmer, verbrannte Braten, zerrissene Strümpfe, knopflohe Hemden u. s. w. Vorurtheile, nichts als Vorurtheile beherrschen die Welt. Und selbst die Mehrzahl der Bürger unserer fortschrittlich bethätigten Schweiz sind noch in manchen derselben befangen.

Vor 40 bis 50 Jahren, als all' die verschiedenen Maschinen die weiblichen Hände noch nicht erlegt hatten, als die Frauen ihre Zeit und Kraft zur Genüge im Hause verwerthen konnten, mochte die Gelehrsamkeit an einer Frau wohl überflüssig erscheinen. Die Wissenschaften waren noch nicht Gemeingut geworden, nur außergewöhnlich beanlagte oder reiche Frauen konnten sich mit diesem in doppeltem Sinne theuren Gute beschäftigen. War es da zu verwundern, wenn manches Ungewöhnliche bei solchen Frauen hervortrat? Andere Zeiten, andere Sitten und andere Bedürfnisse.

Jeder wird zugeben, daß die jetzige Zeit so ganz anders ist als Großmutter's Zeiten. Seit kaum 20 Jahren sind einerseits tausende von Frauenhänden beschäftigungslos geworden, auch ist unzähligen Frauen ihr eigentlicher Beruf, als Hausfrau zu wirken, durch die veränderten Verhältnisse entzückt: andererseits sind den Frauen durch gute Schulen die Wissenschaften erschlossen. Ist es da wiederum zu verwundern, wenn manche Frau darin Beschäftigung und Befriedigung suchen und finden will? In einer Zeit des steten Austausches der Gedanken, der lebhaftesten Anregung von allen Seiten wird auch die Frau als geistbegabtes Wesen nicht unthätig bleiben können beim geistigen Fortschreiten der Menschheit. Ja sie darf es nicht, hat sie doch nicht nur für das körperliche Wohl der jungen Weltbürger zu sorgen, ihre Aufgabe ist ebenso, die geistigen Eigenschaften derselben zu wecken und zu pflegen zum Segen für Alle.

Oft sind es unter Anderem sogenannte gelehrte Frauen, welche sich am ehesten dieser Aufgabe bewußt sind und dieselbe am leichtesten erfüllen können. Dasselbe immerhin unsere Töchter studiren. Das braucht nicht an einer Universität zu sein, das kann im Hause, in der Familie, in guter Gesellschaft geschehen. Statt die Zeit mit ungenügenden, fremdsprachlichen Übungen oder mit kostspieligen, nutzlosen Handarbeiten zu vergeuden, sollten unsere Töchter, welche zum Heirathen erzogen werden, gute Bücher über alles Wissenswerthe, systematisch geordnet, lesen und das Gelesene in der Familie und in guter Gesellschaft besprechen. So erschließt sich dem Mädchen alles Schöne und Wahre und alles das, was es zur Erkenntniß und zur Erfüllung seines hohen Berufes bedarf. Das sind dann auch gelehrte Frauen, welche aus dem Alltagsleben heraustreten, zu Küche und Kinderstube sich anders

stellen, als es hergebrachte Sitte ist. Freilich wird solch eine Frau dem Gatten nicht mehr die ihn bedienende Magd sein, dafür aber seine theilnehmende Freundin und Gefährtin.

Betrachten wir auch das wissenschaftliche Berufsstudium der Frauen. Es ist Thatsache, daß in den meisten Ländern die Zahl der Frauen die der Männer weit übersteigt. Mindestens die Hälfte dieser Ueberschuss muß sich ihr Brod zu verdienen suchen, und nicht zum kleinsten Theile Frauen aus den gebildeten Klassen. Hier ermöglicht ja bedingt die Lebensstellung des Vaters seinen Kindern eine gute Schulbildung. Der begabte Sohn darf seiner Neigung zu einem wissenschaftlichen Berufe folgen, ja oft wird der talentvolle Sohn in diese Bahn gedrängt; warum soll die oft begabte Tochter einer etwaigen Lust zum Weiterlernen nicht folgen und sich einem auskömmlichen wissenschaftlichen Berufe widmen dürfen, als auf eine unsichere Verheirathung zu warten?

Und wenn wirklich eine Frau etwas Großes in der Wissenschaft nicht zu leisten vermöchte, soll sie deshalb ihrer Neigung zum Studiren entsagen? Ein sehr kleiner Theil der studirten Männer sind Leuchten der Wissenschaft. Oder wird eine Frau mit wissenschaftlicher Bildung als etwaige Gattin Gatte und Familie unglücklich machen? Wir ist kein Beispiel bekannt, wo dies geschehen; im Gegentheil, unendlich viel der wirklich gelehrten Frauen sind die treuesten Gattinnen, die besten Mütter und Erzieherinnen.

Frauen reicher Männer stecken auch nicht den ganzen Tag in der Küche und in der Hausarbeit, sie können tüchtige Arbeitskräfte bezahlen. Gut, so laßt also z. B. eine Arztin, welche das Nöthige und mehr verdient, daselbe thun. Man kann wohl sagen: Frauen mit wissenschaftlicher Berufsbildung werden ein Segen sein für die Familie und für die Gesellschaft. Noch so großer Gegner gelehrter Frauen kann das Wirken eines tüchtigen weiblichen Frauenarztes für nutzlos halten. Aber auch auf anderen wissenschaftlichen Gebieten kann eine Frau die segensreichste Thätigkeit entfalten, sie kann als Lehrerin mit ihrem weiblichen Empfinden mehr eher als der Mann das Kind in die erhabene Natur, in die Schönheit der Kunst einführen und bis zur Reife leiten. Selbst die Rechtswissenschaft darf Frauen nicht verschlossen sein, vermag das Weib doch nur mit einem Weibe zu empfinden; in tausend Fällen kann eine Frau nur wahrer Anwalt ihrer Schwestern sein!

Doch nur Geduld! Unser Schweizerland wird weiter schreiben, kommt es doch längst dem ersten Frauenstreben entgegen; es wird auch ferner seinen Töchtern die Wege zu ebnen wissen und seinen gelehrten Frauen den berechtigten Platz im Staate zum Wohle der Familie sichern. B. R.



Für Küche und Haus

Zum Artikel über den Schweizerthee. Schon im Jahre 1860 las ich in einer Broschüre über die Verfälschung der Lebensmittel die Notiz, daß beinahe alle Waldblätter das Surrogat bilden für den Thee, welchen wir als chinesischen aus buntemalenen Kisten kaufen, der uns aber durchaus nicht immer wohl bekommt.

Bald fand ich diese Behauptung bestätigt, indem ich von eigentlichen Theefabriken hörte, in welchen Heidelbeer-, Brombeer- und Himbeerblätter, Kreuz- und Schwarzdorn durch Rosten in Eisenpfannen zu schwarzem Thee, ebenso Grünthee aus helleren Blättern (Erdbeer, wilde Rosen u. dgl., in unverzinsten Kupferpfannen erhitzt) fabrizirt werden. Daß dem Genuß solcher Abgusses Herzklopfen und Kopfschmerz folgen kann, konnte ich mir nun leicht erklären.

Zugleich wurde ich auch belehrt, darauf zu achten, ob der Abguss gelbbraun oder rothbraun oder gar bläulich sei; die beiden letzten Farben zeigen ungeheure Färbung des Thees an, wie in dem bezüglichen Artikel in letzter Nummer d. Bl. auch angeführt ist.

Nach Jahren versuchte ich mir meinen Thee selbst zu fabriziren und fand besonders den Schwarzdorn passend, da dieser Nervenkopfschmerz beschwichtigt

und leicht anregend auf die Geistesthätigkeit wirkt, während Brombeerblätter neben letzter Eigenschaft auf die Nieren wirken.

Am feinsten wird der Thee, wenn man im Frühling die jungen Blättchen pflückt, etwa einen Tag an der Luft liegen läßt und dann in einer eisernen Pfanne röstet, bis sie braun sind, was in längstens 10 Minuten geschehen ist.

Spät gepflückte Blätter liefern einen stärkeren, aber auch schärferen Abguss. Ist der Thee gut verschlossen, riecht er sehr aromatisch, und alle Bekannten, die schon davon getrunken, gestehen, daß sie ihn für guten Schwarzthee genommen.

Da wir letzten Winter unsere Schülerinnen durch eine Tasse für den Abend wieder auffrischten, haben sie Eifer bekommen, sind im Frühommer in den Wald gezogen, haben sich und ihre Bekannten damit versorgt und somit trinkt man bei uns jetzt schon, besonders aber nächsten Winter, viel einheimischen Thee. (Frau B. Kollasch in Gläsa.)

Gegen Brandwunden empfiehlt ein „Samariter“ folgendes von ihm erprobte Heilmittel, das in keinem Haushalte fehlen sollte. Kaltwasser und Weinöl werden zu gleichen Theilen gemischt (z. B. 100 Gramm Kaltwasser und 100 Gramm Weinöl mit 5 Gramm Karbolsäure). Durch tüchtiges Rühren erhält man eine flüssige Salbe (Liniment), welches in kurzer Zeit gute Heilung bewirkt und die Schmerzen lindert.

Gegen das Schlucken. Ein brasilianischer Arzt (Dr. Ramos) behauptet, daß Abkühlung des Kehlkopfes jedes Schlucken schnell beseitigt. Es genügt eine ganz mäßige Abkühlung durch kaltes Wasser oder selbst Befeuchtung des Kehlkopfes mit Speichel.



Der Papierbedarf für die eidgen. Volkszählung. Das statistische Bureau bedarf für den Vollzug der eidgen. Volkszählung folgendes Papierquantum:

- 1) 445,000 Bogen 61/86 cm weißes oder crème Schreibpapier,
 - 2) 89,000 Bogen in grünem Ton,
 - 3) 25,000 Bogen in rosafarben, gewöhnliches Schreibpapier,
 - 4) 114,000 Bogen meergrünes, gewöhnliches Schreibpapier,
 - 5) 20,000 Bogen 56/72 cm Schreibpapier,
 - 6) 120,000 Bogen 56/98 cm Schreibpapier.
- Dieses Papier muß bis Mitte September geliefert und bis 1. Oktober bedruckt sein.

Neue Blüthen wohlthätigen Sinnes: In der katholischen Kirchengemeinde Winterthur wird die Bildung eines Frauen- und Töchtervereins angestrebt zu dem schönen Zwecke, armen Kindern, welche leider nicht immer Kleider besitzen, die sie auf dem Wege zur Schule und dem oft weiten Weg zur Kirche vor den Unbilden der Witterung reichend schützen, in der nöthigen Bekleidung nachzuhelfen.

Die Gemeinnützige Gesellschaft von Außer-Rodl (Zürich) eröffnete mit Dienstag den 14. August (im Feldhof, Babenerstraße 108, Parterre) für die unbedeutende Bevölkerung der Gemeinde eine jahrgarntliche Klinik, deren unentgeltliche Leitung Herr H. C. Wild, Zahnarzt in Zürich, in zuvorkommendster Weise übernommen hat. Die Sprechstunden sind festgesetzt auf jeden Dienstag und Freitag zwischen von 8 bis 9 Uhr Vormittags.

Dem bekannten Wanderlehrer und Gärtner Bächtold in Andelfingen (Ranton Zürich) wurde dieser Tage der ehrenvolle Auftrag zu theil, zu Handen der italienischen Regierung ein sachmännliches Gutachten über eine von derselben in Aussicht genommene größere Kulturunternehmung abzugeben, zu welchem Zwecke Herr Bächtold sich demnächst nach Rom begeben wird. Es handelt sich nämlich um Urbarmachung des bekannten großen Sumpfes und Torfgebietes bei Rom, um ärmern Familien gratis ein Stück Pflanzland zuzuteilen, wo sie ihren Bedarf an Gemüse und Kallergütern selbst pflanzen können; nebst dem bezüglichen Pflanzland werden denselben auch die erforderlichen Gerätschaften, sowie das benötigte Saatgut ebenfalls gratis verabreicht. Einwilligen sollen circa 2800 Hektaren verpachtet werden zur Verpflanzung kommen.

Einheimische Industrien. Ein Tessiner, Herr Galli, hat in einem Nachbardorfe von Mendrisio die

Fabrikation von Bleistiften unternommen; es sind schon Muster derselben vorgezeigt worden, und wir wünschen dem Unternehmen den besten Erfolg. — In den Schaufenstern des Herrn Spörri im Zentralthof in Zürich ist gegenwärtig der Paradenmantel der Königin von Schott (unabhängiges christliches Königreich in Abyssinien) ausgestellt.

Walliser Trauben. Vom 1. September bis 15. Oktober wird jedem abwärts fahrenden Abendzug von Sierre an ein besonderer Wagen angehängt, der ausschließlich zur Beförderung von Traubenstiften nach der Zentral- und Ostschweiz bestimmt ist. In Lausanne wird der Traubenwagen dem Nachtzug angehängt, so daß die Trauben in aller Frühe Morgens in Zürich und Mittags schon in der ganzen Ostschweiz sind.

Kinderlegen. Es traf sich, daß in einer Wirthschaft in Einsiedeln zufällig sieben Frauen zusammenkamen, welche, wie das Gespräch ergab, zusammen 83 Kinder zählen. Es wiesen auf: die erste 9, die zweite und dritte je 10, die vierte 11, die fünfte und sechste je 12 und die siebente (aus der Nähe von Norschach) sogar 19. Die Gastwirthin, bei der die sieben Frauen logirten, zählte ebenfalls 11 Kinder. — Ferner wurde einem Bürger im Kreis Rempfen (Ranton Zürich) unlängst das 26. Kind geboren.

Pauline Lucca hat sich entschlossen, ihre öffentliche künstlerische Wirksamkeit mit dem Jahre 1890 zu beendigen. Vorher unternimmt sie noch zwei Kunstreisen, für welche bereits die kontraktlichen Abschlüsse stattfanden. Zunächst begibt sie sich im Oktober nach Deutschland, wo sie in den hervorragenden Städten Konzerte veranstaltet. Dann folgt ein achtwöchentliches Gastspiel an der Wiener Hofoper, hierauf eine Reise nach Rumänien, später wieder nach Deutschland und endlich nach Belgien und Holland. Für 1889—90 hat Pauline Lucca eine Gastspielreise nach Amerika abgeschlossen. Sie wird dort an fünfzig Abenden singen und erhält ein Honorar von 7500 Fr. für den Abend, außerdem freie Reise und Station für sich, ihren Gemahl und ihre Jünger. Für diese amerikanische Reise wurden gleichzeitig die Pianistin Frau Esipoff und der Sänger Fortin verpflichtet. Nach ihrer Rückkehr aus Amerika wird Frau Lucca an die Verwirklichung ihrer Lieblingsidee greifen: sie errichtet eine Bühne in Gmünd. Auf diesem „Lucca-Theater“ werden Opernvorstellungen und Konzerte veranstaltet, in denen nebst begabten Sängern, die sich für die Operntätigkeit vorbereiten, ausschließlich Schülerinnen von Frau Lucca mitwirken.

Seltene Frauenberufe. In London, Paris und New-York, sowie seit kurzer Zeit auch in Berlin gibt es weibliche Fremdenführer. Dieselben sind speziell für Damen bestimmt. — Wir haben auch vernommen, es gebe sogar weibliche Astronomen. Die „Zürcher Freitags-Zeitung“ schreibt hierüber: „Die Frauen sind auf geistigem Gebiete dem Manne ebenbürtig, das sieht man wieder einmal aus dem Jahresbericht des amerikanischen „Natal Observatory“. Nach diesem Berichte sind vier Damen auf dieser Sternwarte astronomisch wirksam gewesen. Mrs. M. Grant, Chard, Chapman und B. Grant haben den größten Theil der astronomischen Berechnungen, meteorologischen Ableitungen und Zeitreduktionen gemacht. Die nächtlichen Beobachtungen selbst sind von den Assistenten der Sternwarte ausgeführt worden. Mr. Nevill, Direktor des Observatoriums, erwähnt lobend den Eifer der Damen und behauptet, daß sie ihren männlichen Kollegen in nichts nachstehen.“

Der „Charity Organisation Review“ zufolge wird in London für wohltätige Zwecke und an Armen jährlich die Summe von 4,715,724 Pfd. Sterling verausgabt; dies schließt weder direkt gependete Gaben, noch Kranken- oder Unterstützungsgelder von Kranken- oder Gewerbevereinstiften, noch für Erziehungszwecke, Gehrgeld, Kirchen u. ausgebrachte oder testamentarisch bestimmte Mittel ein, ebensovienig Almosen, die von den Magistraten aus den Armenbüchern der Polizeigerichtshöfe hilfsbedürftigen Personen verabreicht werden.

Die Gesamtbevölkerung der Erde stellt sich nach den neuesten Angaben auf 1497 Millionen, vielleicht sind es volle 1500, also 1 1/2 Milliarden. — Nach der Religion schätzt man die Nicht-Monothisten (Heiden) auf 862 Millionen (ca. 58 Prozent), meistens Buddhisten. Die Monothisten zerfallen in Katholiken: 229 Millionen (15 Proz.), Mohammedaner: 171 Millionen (11 Proz.), Protestanten: 131 Millionen (9 Proz.), Griechen 88 Millionen (6 Proz.), diverse christliche Sekten und Juden je 8 Millionen (zusammen 1 Prozent).

Sprechsaal.

Frage 954: Weiß vielleicht eine geehrte Abonnentin ein Mittel für den nächtlichen Magen, welches ermöglicht, das Nächtlersein besser auszuhalten und den Appetit für das Morgenessen nicht verdirbt. Besten Dank zum Voraus.

Frage 955: Wie können elastische Hosensträger, welche noch ganz gut, aber beschmutzt sind, gereinigt werden? E. in H.

Gieb uns Frieden.

Novelle von Emilie Tegmeyer.

(Fortsetzung.)

An treuer Befolgung dieser Vorschriften ließ nun allerdings Fräulein Dorni es nicht fehlen; aber sie erreichte nichts damit. Der apathische Zustand des Kranken blieb immer derselbe. Er schien keinen Wunsch zu hegen, als ruhig darin zu verharren und das stille Walten seiner Pflegemutter um sich zu empfinden. Bei ihrer Annäherung allein flog ein mattes Lächeln über sein blaßes Antlitz; ihr Bemühen um ihn lohnte er stets durch einen dankbaren Blick, und einzig nur ihre guten, freundlichen Worte entlockten ihm einen Schimmer von Theilnahme. Versuchte sie aber nur entfernt die Rede auf seine Vergangenheit zu lenken, eine Frage darüber an ihn zu richten, so stieg fieberhafte Röthe in seine Wangen, so bemächtigte sich seiner eine so beängstigende Aufregung, daß die Fragende erschrocken inne hielt und vor allen Dingen strebte, ihn wieder zu beruhigen. Sie versuchte am Ende gar nicht mehr, auf eine Sache zurückzukommen, die vollkommen resultatlos seinen bedenklichen Zustand nur verschlimmern mußte. Einmal während der ersten Zeit fragte er nach seiner Geige, und als sie ihm gebracht wurde, leuchtete in seinen Augen fast ein Schimmer von Zärtlichkeit auf. Er richtete sich ein wenig empor und versuchte dem Instrumente Töne zu entlocken, aber es ging doch nicht, und als er von der geringen Anstrengung ermattet in die Kissen zurückfiel, zuckte ein Ausdruck so tiefer Bitterkeit über seine Züge, daß Lisette glaubte, ihr solle bei dem Anblick das Herz brechen. Was war dem lebensfrohen, blühenden Jüngling nur widerfahren, um ihn so in den Schatten seiner selbst umzuwandeln? Nirgend gab es auf die traurige Frage eine Antwort. Die Geige hing von dem Tage an neben Josephs Bett. Melancholisch und sehnuchtsvoll haften oft seine Blicke daran; aber einen Wunsch, sie in Händen zu haben, äußerte er nicht wieder.

Dunkler, trübseliger und kürzer wurden dann die Tage, länger und trostloser die Nächte. Der Winter malte Eisblumen an die Fensterscheiben, und eine kühle Temperatur beherrschte auch den Verkehr der Geschwister Dorni untereinander. Lengstlicher sah Lisette mit jedem Tage ihrem Bruder nach den Augen, und in strengere Falten immer legte sich dessen Stirn. Von Joseph wurde nicht gesprochen, und doch waren beider Gedanken fast ausschließlich mit ihm beschäftigt. Eines Tages jedoch faßte die Schwester sich ein Herz und erklärte Herrn Johann Sebastian, daß die strenge Kälte den Aufenthalt im Giebelzimmer oben unerträglich mache für den Kranken sowohl, als auch für sie und Martha. „Würde es Dir nicht recht sein,“ fügte sie schüchtern hinzu, „wenn wir Joseph in die kleine, unbewohnte Kammer neben dem Wohnzimmer betteten?“ Sie sprach damit einen längst gehegten Herzenswunsch aus und beobachtete jetzt mit Spannung dessen Wirkung auf den Hausherrn.

Er schloß einen Augenblick seinen Mund fester und erwiederte dann herbe: „Du handelst ja sonst in dieser Angelegenheit nach Deinem eigenen Ermessen, weshalb fragst Du mich denn heute um meine Meinung?“

Lisette würde ehemals eine solche Antwort von ihrem Bruder auf's allerschmerzlichsten empfunden haben. Jetzt aber? War sie nicht entschlossen, tapfer und ohne jede Empfindlichkeit auf ihr Ziel loszugehen? Möchte er hart sein, möchte er sogar schelten, wenn nur endlich ein Aufhören des gegenwärtigen unerträglichen Zustandes herbeigeführt wurde. „Wir dürfen also die Ueberfiedlung bewerkstelligen?“ fuhr sie unbeirrt durch seine abweisende Kälte fort.

„Thut, was Ihr wollt.“

„Johann Sebastian,“ die Stimme klang weich und bittend, die Hand der kleinen Dame glitt leise streichelnd über des Musikdirektors fest zusammengeballte Rechte. „Möchtest Du nicht einmal, nur ein einziges Mal nach dem armen Jungen sehen? Er fragte nach Dir und —“

Sie zögerte, Herrn Dorni's Augen aber entfuhr ein Blick des Zornes. „Er fragte nach mir, das nimmt mich Wunder,“ lautete seine im scharfen Tone

gegebene Antwort. „Ich fürchte, Lisette, Du beschönigst ein wenig die Thatfachen. Sollte nicht Joseph Asti froh sein, wenn ihm die Nothwendigkeit erspart bleibt, mir in die Augen zu sehen.“

„Er ist sehr krank, kränker als Du vielleicht denkst, Johann Sebastian.“

Letzterer zuckte die Achseln.

„Sollte Dir nicht eines Tages vielleicht Deine jetzige Härte leid thun?“ wagte Lisette hinzuzufügen, indem sie verstohlen mit der Hand über die Augen fuhr.

„Fürchte das nicht, ich weiß, was ich thue,“ sagte er hart. „Mir ist dieser junge Mensch schon lange gestorben. Mir starb Joseph Asti, als er sein Kleinod in den Staub trat. Er, begnadigt vor Tausenden, berufen, ein gottgeweihter Priester der edelsten Kunst zu sein, ein Meister, vor dem ich, falls er ausgedauert auf dem rechten Wege, bereit war, mein Haupt zu beugen, er, ein Bettler an der Heerstraße — ein —“

„Hüte Dich, Johann Sebastian, sprich nicht aus, was Dich reuen könnte! Du weißt nicht, wie alles gekommen ist.“

„Weißt Du es?“

„Nein.“

„So frage Deinen Schützling und sieh, ob ich Unrecht habe mit meiner Behauptung, daß er ein Unwürdiger war, der nicht wagt, sich zu verteidigen, ein Unwürdiger, an dem alles für ihn Geschehene verschwendet ist.“

Lisette fand keine Entgegnung mehr. Schweigend stand sie mit gefalteten Händen. Sie begriff nicht, daß die bittere Gereiztheit des Bruders ihren Ursprung eben in seinem Kummer hatte über die große Enttäuschung, die ihm durch denjenigen bereitet war, auf den er so große Hoffnungen gebaut; durch seinen Schmerz, das Genie, welches er gepflegt und geliebt hatte, dasinwischen zu sehen ohne Hoffnung. Rathlos fühlte sich die arme kleine Dame hin- und hergezerrt in ihrem Pflichtgefühl, zwischen dem so hochverehrten Bruder und ihrem hilfbedürftigen Pflegejahn. Letzterer aber war der Schwächere, der augenblicklich auf ihre Fürsorge am meisten Angewiesene, — das entschied. Sich auf den richtigen Instinkt ihres Herzens verlassen, entzog sie ihm keinen Augenblick die gewohnte Sorgfalt, ja, wäre es möglich gewesen, sie würde dieselbe noch verdoppelt haben.

Als Joseph nach vollzogenem Wechsel seines Zimmers zum ersten Mal nebenan die Klänge des Flügels vernahm, schrad er heftig zusammen und seine Blicke suchten mit Unruhe diejenigen Lisettes. „Der Herr Direktor?“ fragte er leise.

„Ja, mein Junge, er gibt eine Stunde.“ Der Kranke schien noch etwas sagen zu wollen, war aber doch nicht im Stande, die Worte hervorzubringen. Er hochte athemlos auf jeden Ton, und ein fieberhaftes Feuer glänzte allmählig in seinen Blicken. Auch die treue Pfliegerin schwieg. War sie doch nicht im Stande, ihm Beruhigendes zu sagen. Von Stunde an machte aber das dumpfe Dahinbrüten des Unglücklichen einer gewissen Spannung und Unruhe Platz. Er wartete offenbar auf etwas, und so, wie er die Töne des Flügels vernahm, glitt über sein bleiches Antlitz ein seltsamer Schimmer zugleich von Befriedigung und Behmutz. Am gespanntesten, am bewegtesten horchte er auf, wenn einmal seines Pflegewaters Meisterhand selber sich hören ließ, und einstmals, als es längere Zeit geschehen war, fragte er: „Was glaubst Du, Mutterle, ist wohl der Herr Direktor sehr böse auf mich, da er mich noch immer nicht sehen mag?“ Die Frage kostete ihm sichtlich Ueberwindung, und aus seinen fieberhaft schimmernden Augen sprach eine so peinige Seelenangst, daß die alte Dame ihr Herz tief bekümmert fühlte, dennoch nahm sie all ihren Muth zusammen zu der ersten Antwort: „Wie willst Du, daß er zu Dir kommen und mit Dir reden soll, Joseph, wenn er nicht weiß, was Dir geschehen ist, wenn Du uns nicht die Erlebnisse dieser letzten Jahre mittheilst, während der wir nichts von Dir gehört hatten.“

Er las die Worte mit seinen Blicken ihr gleichsam von den Lippen, und dann, als sie schwieg, schloß er die Augen und sank mit leise hervorgestoßenem: „Es wird mich tödten!“ auf sein Lager zurück.

7.

Die Festigkeit des Winters hielt nicht allzulange an und schlug, als sie einmal nachgelassen, sogar in das Gegentheil um. Schon im Februar wehten milde Lüste, und heller Sonnenschein zauberte unter blätterlosen Bäumen einen scheinbaren Sommer hervor. Joseph Asti's Krankenzimmer war nach Süden gelegen, und als zum ersten Mal goldenes Sonnenlicht dasselbe durchleuchtete und des jungen Mannes Antlitz umspielte, erschrad seine Pflegemutter über dessen Ausdruck. Seine Züge schienen ihr eigenthümlich verändert. War es wirklich nur das hellere Himmelslicht, welches ihre Hinfälligkeit mehr als sonst hervortreten ließ?

Lisette, die eben eingetreten war, beugte sich über ihn und fragte besorgt: „Wie fühlst Du Dich heute, Joseph?“

„Besser,“ antwortete er, „viel besser, liebste Mutterle.“

Heute, wie noch nie seit seiner Rückkehr, erinnerte sie der Ton an längst vergangene glückliche Tage. „Besser,“ wiederholte er nochmals, „so gut, daß ich Dir beichten möchte, gleich jetzt alles, was mir schwer auf der Seele liegt. Willst Du mich anhören, Mutterle? Ich habe so viel darüber nachgedacht in der letzten Zeit, und ich möchte doch nicht sterben, ohne Dir erklärt zu haben, wie alles so gekommen ist.“

Ihr wurde sonderbar zu Muth. Die Ruhe, mit der er plötzlich über das sprach, was ihn sonst allezeit so furchtbar aufgeregt, ängstigte sie. „Warum von Sterben reden?“ sagte sie beklommen, „wenn es Dir doch besser geht?“

„Gerade weil ich mich wohler fühle,“ beharrte er, „möchte ich sprechen, bevor es zu spät ist.“ Lisette dachte nach. „So warte noch einen Augenblick,“ sagte sie dann schnell entschlossen. „Ich möchte noch einige Anordnungen treffen, damit wir nicht gestört werden.“ Sie nickte ihm zu und verließ das Zimmer. Geradentwegs in dasjenige ihres Bruders ging sie hinüber und faßte den erstauten Ausblickenden bei der Hand. „Komm, Johann Sebastian,“ sprach sie leise, und doch dabei so ernst, als sei kein Widerstand seinerseits möglich. „Heute mußt Du Dir die Störung schon gefallen lassen. „Komm, er will alles bekennen und von seinen eigenen Lippen sollst Du sein Schicksal hören.“

Der Musikdirektor zögerte noch; er wollte etwas erwiedern, aber in Lisettes Wesen lag etwas feststamm Feierliches. „Leise,“ gebot sie, den Finger auf ihre Lippen drückend, „damit wir ihn nicht beunruhigen oder stören.“

Sie führte den schweigend folgenden Bruder geräuschlos Schrittes in das Wohnzimmer und winkte ihm, ganz nahe der Thüre Platz zu nehmen, wo er Josephs Blicken gänzlich verborgen blieb. Sie selbst trat wieder zu diesem hinein und seine sehnüchlich auf die Thüre gerichteten Augen begrüßten sie mit einem brennenden, ungeduldrigen Blick.

„Liebes Mutterle,“ sagte er, streckte ihr die Hand entgegen und zog sie auf ihren gewohnten Platz neben seinem Bett nieder. „Nicht wahr, Du hast Geduld mit mir, auch wo Dir mein Thun ganz unbegreiflich scheint? Dir kann ich's, Dir muß ich alles sagen!“ (Fortsetzung folgt.)

Sinn-Sprüche.

Man muß die Menschen nicht nach dem beurtheilen, was sie nicht wissen, sondern nach dem, was sie wissen und wie sie es wissen.

Der Großes vollbringen will, muß leben als sei er unsterblich.

Man ist mit nichts freigebiger, als mit guten Rathschlägen.

Jeder Mann klagt über sein Gedächtniß, nie aber über seinen Verstand.

Streitigkeiten würden nicht lange dauern, wenn das Unrecht nur auf einer Seite wäre.

Es kommt nicht darauf an, was wir sind, sondern wie wir es sind.